

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 93

Posen, den 23. April 1929

3. Jahrg.

Copyright by J. Engelhorn's Nachf. in Stuttgart.

© du Heimatflur!

Roman von Johannes Höfner.

19. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Die Musik war schon weit fort; Musikus Blieste steuerte schon wieder lustig drauf, und das Regiment zog den Schwanz über den Markt; Döring von Cocceji ritt neben dem ältesten Dreißt hinterher, spreizte die Beine ab, daß die Sporen den nervösen Gaul nicht kitzelten, und schimpfte über die faule Friedenszeit.

Dreißt hatte einen Onkel bei der deutschen Botschaft in London und nahm die Diplomaten in Schutz.

Aber Döring von Cocceji hörte nicht hin; er ritt in seinen Gedanken in den Krieg und dachte dabei an die, deren Bild er im Herzen tragen wollte, wenn er unter die Feinde stürmte, für die er den Sieg holen wollte oder seligen Tod, ließ die Augen suchend über den Markt gehen, ob er von dem Henkenhagener Fuhrwerk etwas sähe.

Appellkarline war der Meinung, der Herr Leutnant blätte nach ihr, stand auf und machte einen Knicks in die Breite und die rückwärtige Tiefe, denn sie stand mit dem gnädigen Herrn von Cocceji seit vielen Jahren in Geschäftsverbindung und konnte über Kulanz nicht klagen.

Doch der junge Herr sah über sie hinweg, hinüber zur Drogerie, wo Fernand Papensfuß in der offenen Tür an seinem Glas Selter mit' sog und die Nase kraus machte, weil es so prickelte, und sich auf die Neige freute, denn da unten auf dem dicken Boden lag der schwere Himbeer sirup rot wie Blut.

Dem Husaren schlug das Herz gegen die Verschönerung der Attila wie der Schlägel auf die Kesselpaule, darum, daß Gottfriede noch in der Stadt wäre und daß er ins reine bringen könnte, was ihm schon lange bei Tag und Nacht keine Ruhe ließ.

Fernand Papensfuß war mit vielem Schnalzen auf den Grund gekommen, leckte sich die Lippen und schwenkte das Glas aus, setzte es auf den blechernen Ablauf des Ausschanks und sagte zu dem Drogeristen hinter dem Ladentisch: „Ja, un denn möt id de Bäuter alltohop hinner ehr in de Stuw bringe.“

Möhring glupte ihn neugierig und gieprig an, hielt ihm das Ohr hin und fragte: „Bücher?“

„Jawoll, Herr Möhring, unse Rechnungsbücher, wo allens insteht, was einkommt und was weggeht.“

Der Kaufmann zog die Augenbrauen in die Höhe und drängte das Kinn an die Brust, daß der struppige Knebelbart sich wie Scheuerrohr spreizte, und machte seine Stimme dünn.

„So, Papensfuß, die Rechnungsbücher?“

„Jau, de Rechnungsbücher, Oder glöwens, dat de Justizrat sit ut Schaulbäuers belihren möt? Awerst nu heww id kein Tid nich mehr tom Bertellen. Nu will id mi en Seis löpen, denn de Wisch schriggt, dat id ehr mähen schull.“

Damit legte er einen Groschen auf den Tisch und ging.

Möhring sah ihm eine Weile hinterfönnig nach, dann schlürfte er in sein Kontor, schob die Flasche, in der er Lebertran filtrierte, beiseite und schlug im Hauptbuch das Konto Henkenhagen auf. Da standen noch einige Posten offen; sie waren nicht hoch, aber die Zeiten waren schlecht, und man mußte sehen, wie man seine Außenstände hereinbekam. Wenn man mit seinen Büchern zum Justizrat ging — wer weiß, was sich auf Henkenhagen vorbereitete. In der vorigen Woche hatte der Bauunternehmer Droese seine Bücher auch zum Justizrat getragen, und am andern Tage war er pleite gewesen. Bei dem verlor er auch schon fünfunddreißig Mark.

Um die Zeit, da Droegst Möhring in seinem Hauptbuch das Konto Henkenhagen aufschlug, klappte der alte Justizrat das Henkenhagener Hauptbuch zu, sah Gottfriede über die Brillengläser ernst und mitleidig an und sagte: „Ich will das alles noch einmal in Ruhe durchsehen, aber ich fürchte, da ist nicht mehr viel zu machen. Wenn Sie noch etwas retten wollen, müssen Sie verkaufen. Die Ernte reißt Sie nicht mehr heraus, und früher oder später kommt das Gut doch unter den Hammer. Und dann bleibt Ihnen nichts. Ueberlegen Sie sich die Sache. Wenn Sie verkaufen wollen, brauchen wir die Einwilligung Ihres Bruders.“

Gottfriede sank schwer gegen die Sessellehne, legte die Hand über die Augen und sagte kein Wort. Ach, sie hatte es ja alles gewußt, sie hatte sich ja nichts vorgenommen. Aber nun traf es sie doch, als wäre sie völlig ahnungslos gewesen. Bisher war zwischen ihr und dem Abgrund noch ein Geländer gewesen, eine leise Hoffnung, aber das war jetzt fort, und sie schauderte, daß nichts da war, daran sie sich halten konnte.

Der Justizrat rutschte auf seinem Sitz hin und her und schnippte mit den Fingern gegen die Nasenspitze.

„Natürlich, natürlich, das ist schwer; das geht aufs Herz; das will getragen sein. Aber immerhin, die Notwendigkeit, immerhin, das kleinere Uebel, immerhin, hier trägt niemand eigentlich Schuld. Verhältnisse, Fehlschläge, schlechte Konjunktur. Mein Gott, wie vielen geht es so. Ihr Vater hat sich stets mit dem Unvermeidlichen abgefunden. Und ich werde ja sehen. Immerhin eine Möglichkeit, immerhin ein Ausweg . . .“

Gottfriede gab sich einen Ruck, sie stand auf und reichte dem Justizrat die Hand.

„Ja, es ist schwer, der nackten Wahrheit ins Gesicht zu sehen. Da hilft nichts, als stark sein, als sich stark machen.“

Als sie auf die Straße trat, ging auf Sankt Katharinen das Glockenspiel: „Wer nur den lieben Gott läßt walten.“ Das war eine Stimme, die kam höher her als von dem Turm im Blauen, das war, als wenn Vätern zu ihr sprach: Wir sind ja nicht allein; wir haben doch einen, der steht uns bei.“

Und Gottfriede hob den Kopf, und ihr Blick war in der Ferne, und vor ihrer Seele des Vaters Grab unter den Tannen. Es möchte kommen, wie es wollte, wie es kam, so war es gut. Aber die Hände würde sie nicht in den Schoß legen, den Kampf wollte sie nicht aufgeben. Zahlen haben wohl Gewalt, aber Gottvertrauen und ein fester Wille noch mehr.

Ja, das Glockenspiel auf Sankt Katharinen, das war die Ewigkeit über der Stadt am Fluß. Ein kunstreicher Meister hatte es gefertigt vor länger als drei Jahrhunderten, bald nachdem Luthers Lehre ins Land gekommen war, und der Winde zu seinen Dienern und Feuerflammen zu seinen Boten macht, ließ auch dem Hauch und Klang der erzenen Glocken Zunge und Stimme, damit er zu den Menschenkindern in den Gassen redete von Geschlecht zu Geschlecht. Gottfriede war nicht die erste und ist nicht die letzte gewesen, der die Weise von obenher in schwerer Stunde ins Herz fiel. So manchen hatte das Spiel schon getröstet, der sich die Augen rot und die Seele wund geweint hatte, manch einem auch, dem die Sorge zu viel und das Leben leid geworden war, den Strick ganz leicht und heimlich aus der verzweifelten Hand genommen, und manchen zurückgerufen, der schon auf dem Weg zu dem dunkeln gurgelnden Wasser war. Und die Kranken auf dem Lager, wenn die Nacht schlich und die Sterne Zahl um Zahl im Fensterrahmen die Stunden abwanderten — das Glockenspiel half ihnen lieblich durch die bange Finsternis. Und wo ein Bösewicht auf schlimmem Pfade war, fiel ihm wohl das fromme Spiel von Sankt Katharinen ins Gewissen wie ein Donnerschlag, daß er innehielt und die Hände vors Gesicht schlug und an Gott und seine Mutter dachte, wie ehedem Konrad Seibold, der Schuster, der aus einem Einbrecher und Falschmünzer in solcher Nacht ein ehrbarer Mensch ward und vor dem Tor von seiner Hände Arbeit lebte, schlecht und recht, ein fleißiges Weib hatte und wohlgeratene Kinder. Und wenn nach Feierabend das Spiel anhub, ehe der Zapfenstreich über die Dächer kam, nahm er sie bei der Hand und warnte sie vor bösen Wegen und bat, daß Gott sie behüten möge vor den bösen und schlechten Gedanken seiner eigenen Jugend. Mancher freilich hörte nichts und nahm's nicht zu Herzen, wenn Gott ihn warnte und lieblich grüßte, daß seine Seele in der Unrast einen Atemzug nähme aus der lautereren Ewigkeit.

Oben in dem Glockenturm dicht unter dem Himmel und dem goldenen Turmknopf saß Erdmann Herbrich der Türmer, flocht Körbe und waltete seines Amtes, hielt Zeit und Spiel im Gang, läutete Feierabend oder auch Sturm, wenn einmal über die schlafende Stadt in der Tiefe ein Feuerschein in die dunkle Höhe schlug. Er war ein einsamer Mann, nicht weil er so hoch wohnte und von der Menschheit abgetrennt war — sondern sein Weib lag schon viele Jahre unter der Erde, und seine Kinder waren in der weiten Welt. Des Mittags und des Abends ging oben in der Stube ein Glöckchen, dann ließ er den Korb am Seil die Mauer entlang laufen und zog hinaus, was er des Tages brauchte. Sonst hatte er mit den Menschen nichts zu schaffen; es stieg keiner zu ihm hinauf, und wenn er des Jahres ein- oder zweimal hinabkam und durch die Gassen ging, war er wie ein Fremder in der eigenen Vaterstadt, und die Kinder

wisperten hinter ihm her und sahen ihn an mit starren Augen, als käme er aus dem Grabe. Und er hätte doch mit keinem getauscht. In den früheren Jahren, da hatte ihm der Sinn wohl auch in die weite Welt gestanden, hatte er auch gemeint, daß nur glücklich wäre, wer in Häusern und bei den Scharen wohne, aber jetzt war das alles dahin, denn er war reich geworden und mehr im Leben als je alle.

In der Glockenstube unter dem Himmel und dicht unter dem goldenen Turmknopf saß er wie der liebe Gott selbst; Sonne, Mond und Sterne drehten sich um ihn in buntem Spiel, die Wolken setzten dahin, als schickte er sie ins Land; ehe noch einer in den Hütten und auf den Zeilen es wußte, sah er hinter dem Horizont das Wetter aufziehen und die Blicke zucken und war vielen Herrlichkeiten nahe, die den andern verborgen blieben.

Die Stadt lag vor ihm aufgeschlagen wie ein Buch, mit ihrem Leben und Treiben in den Gassen, ihrem Handeln auf dem Markt, ihrem Kommen und Gehen. Und manch einer ging und kam nicht wieder. Dann schwankte der schwarze Totenwagen über das Pflaster, und die Menschen krochen hinterher wie Fliegen, alle Glocken gingen und der Turm bebte, bis auf der Höhe vor dem Tor über dem Fluß das Grab sich schloß und wieder einer weniger war, der das Licht sah und das Glockenspiel hörte. Aber die Jugend ließ sich nicht stören und griff nach dem Leben und hielt es fest und wußte nicht, daß es doch nicht zu halten war. Wenn der Frühling kam und das Korn blühte, fanden die Knaben sich zu den Mädchen, schüchtern noch und verstoßen in den Straßen, aber draußen am Main und zwischen den Feldern warf ihre Lieb alle Zagheit fort, küßten sie sich und kosten und dachten, es sähe sie niemand. Aber für Erdmann Herbrich standen sie wie auf einem Teller, doch er behielt alles für sich und segnete sie in seinen Gedanken. Freilich, es blieb vieles nur Spiel und wurde Erinnerung, erst schmerzlich und danach hold und süß, und sah mancher den andern an einer andern Seite und gönnte ihm Tag und Glück.

Da unten im Europäischen Hof hatten sich zwei zusammengefunden, die waren auch oftmals und heimlich auf verborgenem Wege vor der Stadt gewandelt, und nun spielte Musikus Blieske ihnen auf, und die Paare drehten sich im Tanz an den Fenstern vorbei, als ginge da drinnen ein Karussell, und Erdmann Herbrich sah dem Treiben zu und hatte seine eigenen Gedanken. Es war schon manche Hochzeit gefeiert worden und war doch mancher Trauring schon zersprungen und manches laute Glück still geworden und zerbrochen wie Glas. Der da hin und her stelzte und die Stummel aufspießte, war auch einer, dem es so geworden war. Und den Malarz, der die Bozema heimführte, hatte er Wege gehen sehen, deren ein ehrbarer Mann sich schämte. Ja, die Menschen, die Menschen, sie webten sich ihr Glück und Leid allein.

(Fortsetzung folgt.)

Das Mädchen 1929.

Von Bernard v. Brentano.

Ein außergewöhnlich schönes Mädchen von zwanzig Jahren war auch noch die Tochter eines sehr wohlhabenden Vaters. Die Mutter war früh gestorben; der Witwer hatte genug zu tun, sein Geld sicher und gewinnbringend anzulegen. Kam er abends aus der Stadt nach Hause, fand er seine Tochter, und mehr, fühlte er, brauche er nicht, um zufrieden zu arbeiten und ruhig zu schlafen. Wie es aber der Lauf der Welt ist, fiel den jungen Männern der Stadt das Mädchen auf, das so schön wie reich war, und zu den Einladungen des Bankiers drängte sich, wer nur Zutritt erlangen konnte. Auch der Bankier dachte mit der Zeit über einen Schwiegersohn nach, und es wären ihm einige unter den jungen Leuten schon recht gewesen, wenn er sie nicht ohne Zurückhaltung in der Gesellschaft seiner Tochter betrachtete. Da war ein Adliger aus einer preussischen Familie, groß gewachsen, zweiter Sohn eines Gutsbesizers, der ihm recht gut gefiel. Häufig kam auch

der Sohn eines Richters in sein Haus, ein gewandter Tennisspieler, Mann von 29 Jahren, Kunsthändler in einer soliden Firma; seinem Auftreten nach mußte der junge Mann ganz gut verdienen. Weniger behagte dem beobachtenden Papa ein Schriftsteller, der geistvoll war, entschlossen von Charakter und merkwürdig sachlich. Aber das Handwerk gefiel ihm nicht. Der Mann schrieb Romane; meistens sind Romane Liebesgeschichten, und, dachte der Bankier, was solche Leute schreiben, müssen sie zuvor erleben. Das bringt Unruhe ins Haus und Ehe, und den Schriftsteller hätte er am liebsten nicht mehr bei sich gesehen.

Es kamen und gingen die Winter und die Gesellschaften, und seine Tochter blieb bei ihm zu Hause; auf Andeutungen reagierte sie nicht, und sie offen zu fragen, dazu, fand er, war nächstes Jahr auch noch Zeit genug. Der Adlige war abgeschwommen; ein geringer Verlust nur, weil er für einen Berliner doch zu viel

von Pferden gesprochen hätte. Der Kunsthändler kam seltener; seine Firma, erfuhr der Bankier, sollte mit komischen Weßeln arbeiten. Da trat eines Abends seine Tochter zu ihm ins Arbeitszimmer. Es war schon 11 Uhr die Nacht; sie trug einen seidnen Mantel über einem sonderbaren Gewand, das, wie man deutlich sehen konnte, Hosen hatte, stellte sich vor den Bankier, der auf dem Sofa lag und die Zeitung las, und sagte ihm, sie wolle sich verloben. Dagegen habe er nichts, meinte der Bankier. Er denke sogar, sie werde einen guten Mann ausgewählt haben. „Ob er gut ist, weiß ich nicht,“ erwiderte das Mädchen. „Unter den Schlechten, die ich kennengelernt habe, ist er der Beste.“ Als sie das so sagte, war ihr Gesicht sehr ernst, und dem Bankier wurde die Sache ungemütlich. „Du kennst ihn nicht, Papa, und du wirst ihn nicht kennenlernen, weil er dir nicht gefallen wird. Er ist acht Jahre älter als ich, also einunddreißig, ziemlich kräftig, hat schöne Hände und einen schönen Mund. Aber er ist blind und arm.“

„Blind?“ rief der Bankier. „Ein Offizier?“

„Ein Bettler.“

„Ein armer Offizier? Ein blinder Offizier?“ dachte der Bankier. Das ist eine harte Nuß für mich. Immerhin muß er eine kleine Pension haben.

„Ein Bettler,“ sagte das Mädchen. „Vielleicht hast du ihn sogar schon gesehen. Von Samstag bis Mittwoch sitzt er täglich von vier bis elf am Kaufhaus des Westens. Von Mittwoch bis Samstag arbeitet er nicht.“

Der Bankier erhob sich sehr rasch von seinem Sofa, und seine Zeitung raschelte erschrocken. „Bist du wahnsinnig geworden, Marianne?“

„Ich bin, die ich immer war. Ich sah voraus, daß du mir alle Schwierigkeiten machen würdest, die du mir machen kannst. Aber da ich 23 Jahre alt bin, kann ich tun, was ich will. Ich werde diesen Mann heiraten.“

„Ohne mich!“ sagte der Bankier, der auf einmal ganz alt geworden war und in seinem braunen Arbeitszimmer stand mit hängenden Armen und leer, als habe er Bankrott gemacht. „Ich werde mich vorher erschießen und dich auch. Dich auch, Kanaille.“

Der harte Ausdruck tat ihm aber gleich wieder leid, und hilfejuchend in seinem Schwächeanfall sah er zu seiner Tochter hinüber. Das Mädchen stand unbeweglich, drei Schritte von ihm entfernt.

„Willst du mit mir über die Sache reden, oder bist du entschlossen, mich sofort aus dem Hause zu jagen?“

Nachdem der Bankier mit vielen Worten vergebens beteuert hatte, über ein solches Vorhaben sei überhaupt gar nicht zu reden, setzte er sich in einen Stuhl und ließ seine Tochter sprechen.

„Warum,“ begann das Mädchen, „soll ich Gustav nicht heiraten? Er heißt Müller, und wir heißen zufällig auch Müller. Ich hätte gern einen schöneren Namen bekommen, aber das Schicksal scheint mir diesen Namen bestimmt zu haben. Er ist 31 und ich bin 23. Im Alter passen wir also zusammen. Sein Gesicht gefällt mir, bis auf die leeren Augen, ich glaube aber, daß sie einmal schön waren, ehe man sie mit einer Kugel ausschöpfte. Geld hat er nicht. Ich habe zwar auch keines mehr, aber einstweilen verdient er, ich werde auch verdienen; und eines Tages, verzehre, Papa, werde ich genug erben. Was seine Bildung angeht, die ist ziemlich schlecht. Zwar hat er, seitdem er blind geworden ist, angefangen zu lesen, aber nur schlechte Bücher, die Bestände der Blindenbibliothek. Ich werde ihm gute Bücher vorlesen. Er hat zu wenig Zeit und zu viel Instinkt, als daß wir dabei literarisch werden könnten. Seine Manieren stören mich nicht. In diesem Punkt bin ich durch dich nicht verwöhnt worden, und du bist mir immer vorbildlicher gewesen als meine Gouvernante. Welche Gründe sprechen also gegen diesen Mann? Seine Verwandten? Er hat eine Schwester, die in Lichtenrade wohnt; sehr weit von uns. Außerdem hat sie einen kranken Mann und vier Kinder, und ich finde sie liebenswürdig. Seine elende Wohnung? Man kann sie hübscher machen. Vor allem aber steht sie in einer Gegend, welche nicht von Wohnungen gefüllt ist, sondern von Menschen bewohnt wird. Wahrscheinlich werde ich dort sehr glücklich sein. Alle Menschen, die ich bis jetzt dort getroffen habe, hatten, mir viele interessante Dinge zu erzählen, und, was ebenso angenehm ist, sie verstanden es auch, mir zuzuhören. — Ich werde die Frau eines Bettlers sein, manchmal, wenn er schlecht verdient hat und ich faul gewesen bin, werden wir vielleicht nichts zum Abendbrot haben. Aber das geht vorüber. Diese kleine Sorgen, daß es mit dem Gelde nicht so geht, wie du willst, hast du gehabt, seitdem ich dich kenne. Sie haben dich nicht zugrunde gerichtet. Wir werden das Elend der Kinder erkennen und den Jammer der Frauen begreifen. Wir werden die Klagen der Arbeitslosen diskutieren, und statt der entsetzlichen Furcht des Reichthums werden uns die Hoffnungen der Besitzlosen wärmen. Vielleicht wird mein Leben auch dort wertlos sein, aber wenigstens nicht sinnlos.“

Marianne schwieg und sah den Bankier an, der ihr nicht antwortete.

„Sagst du mir nichts mehr zu sagen?“ fragte sie. „Dann will ich mich von dir verabschieden und dir für alles danken, was du mir bis heute gegeben hast.“

„Ich will mit dir sprechen,“ sagte nach einer Weile der Bankier, „aber laß mir Zeit bis morgen abend. Von jetzt in vierundzwanzig Stunden will ich dir sagen, was ich dir zu antworten habe.“

Das Mädchen ging hinaus, und als sich der Bankier mit großer Anstrengung etwas beruhigt hatte, fing er an nachzudenken. Da er aber bei aller Ueberlegung nichts fand, von dem er glauben mochte, seine Tochter damit von ihrem entsetzlichen Entschluß abbringen zu können, fuhr er noch in der gleichen Nacht zu seinen besten Freunden, einem alten Arzt und einem jungen Rechtsanwalt. Lange besprach er seinen Fall mit beiden Männern; aber die Ratschläge, die sie ihm gaben, waren samt und sonders unbrauchbar. Der Rechtsanwalt riet, das Mädchen zu einer Reise, am besten zu einer Weltreise zu überreden, und der Arzt empfahl einen Aufenthalt in einem guten und eleganten Sanatorium.

Diese und ähnliche Vorschläge ließen alle auf Gewalt gegen das Mädchen hinaus, und der Bankier, der seinen sechzigjährigen Willen kannte, wußte gut genug, daß hier mit Gewalt nur getötet werden konnte. Nein, die Sache selber, die so verrückt, so wahnsinnig, so völlig abnorm, sinnlos und selbstmörderisch war, mußte mit überzeugenden Gründen als verrückt, sinnlos und selbstmörderisch bewiesen werden, um Marianne von ihr zu heilen. Wie er aber das ausdrücken sollte, was für sein Gefühl sonnenklar war, das wollte dem Bankier bei aller Verzweiflung nicht einfallen. Die Worte, sagte er sich, fehlten ihm dazu.

Unterwegs in seinem Automobil bewertete er noch einmal, so ruhig er konnte, die Vorzüge jener Männer, die er sich bisher als Schwiegeröhne gewünscht hatte. Wirklich aber, wie er sie nun so zu sich rief, da sie sich vorstellen sollten, erschienen sie ihm sämtlich sonderbar klein und miderig, und er wußte gar nicht mehr, was ihm früher an diesen jungen Leuten gefallen hatte. Den Dümmlsten zwar von ihnen hätte er heute ohne Besinnen ans Herz gedrückt, hätte ihn nur Marianne geliebt. Wie aber, forschte er bei sich, wodurch wären sie ihr zu empfehlen? Hätten denn ihn, fragte er, die Freuden des Landlebens jemals gelockt, die der Adlige mitbringen konnte? Und der Kunsthändler? War es Sinn genug für sein Leben, sein Leben lang mit langweiligen alten Bildern und zerbrochenen Kommoden zu handeln, die man einigen Leuten für wenig Geld abzuschwächen versuchte, um sie anderen Leuten für viel Geld aufzuschwächen? Sein eigener Beruf fiel ihm ein, und er wollte sich sagen, einen Bankier hätte sein Kind heiraten sollen, einen Bankier. Wie oft aber, erinnerte er sich mit einer fast krankhaften Klarheit, die ihn überfallen hatte, wie oft hatte er ausgerechnet zu Marianne gesagt, heutigentags gäbe es keine Bankiers mehr, Geldwechsler, Wucherer, Geschäftemacher seien sie alle, die sich so nannten — nein, Bankiers gab es nicht mehr, er war der letzte seines Berufs. Und er erinnerte sich des Schriftstellers. Bei diesem Gedanken wurde ihm leicht ums Herz. War nicht der Mann interessant und kräftig? Hatte dessen Leben nicht auch für eine Frau Ausichten auf Ruhm und Ehre? Er würde ihm Geld geben, soviel er wollte, dann könnte der Romane schreiben, gewaltige Romane wie Dostojewski. Schon glaubte der Bankier eine Aussicht zu sehen, da mußte er sich wieder sagen, daß man nicht einen Mann mit einem anderen aus dem Herzen einer Frau schieben kann. Auch seine alten Zweifel stellten sich wieder ein gegen das unsichere Handwerk eines Schriftstellers. Mit Geld, hatte er gelesen, verdirbt man leicht den Charakter solcher Leute; also würde er mit seinem Geld seinen eigenen Schwiegerohn verderben müssen, um ihn gewinnen zu können. Die Welt, die ihm niemals sonderlich gefallen hatte, schien dem Bankier ein elender Aufenthaltsort geworden zu sein.

Gegen 10 Uhr am Abend kam er in sein Haus zurück, und pünktlich um 11 Uhr trat Marianne zu ihm ins Zimmer. Sie trug ein Reisekostüm, und als er das sah, packte den Bankier zum zweitenmal eine unbändige Wut. Der Gedanke kam ihm, seine Tochter niederzuschießen und sich selber dazu. Niemals aber in seinem Leben hatte er eine Waffe berührt, und er wußte nicht, was das ist: vernichten.

„Ich habe dir nichts zu antworten, Marianne,“ sagte er. „Du kannst tun, was du willst.“ Er wollte noch etwas hinzufügen, da stockte er einen Augenblick, weil er Tränen in den Augen des Mädchens bemerkte.

Marianne hatte diese Antwort des Vaters erwartet. Sie liebte ihn sehr; jetzt, da sie frei war von allem, was sie gefesselt hatte, durfte sie hoffen, ihm eines Tages erklären zu können, daß sie nicht etwa aus Lieblosigkeit gegen ihn so handelte, wie sie handeln mußte. „Willst du mit Gustav sprechen?“ fragte sie leise. „Er ist in meinem Zimmer.“

Der Bankier nickte mit dem Kopf, und die beiden begaben sich in das obere Stockwerk, wo der zukünftige Schwiegerohn auf dem Sofa lag und rauchte. „Hier kommt mein Vater!“ sagte das Mädchen.

Gewandt erhob sich der Blinde und machte einen Krachfuß. Mit aller Kraft betrachtete ihn Marianne; aber seine Schultern standen breit und edig gegen das Licht, und sie wünschte sich nichts, außer sich an sie anlehnen zu dürfen.

Der Bankier sah die langen, blonden und wirren Haare des Mannes. Das Halstuch, das er statt eines Kragens trug, war rot und schmutzig. An der grauen Fack hing das gelbe Abzeichen der Blinden. Die Füße steckten in braunen Halbschuhen, über die die wollenen Strümpfe heruntergerutscht waren. Durch den Zigarettenrauch hindurch spürte er den Atem des Mannes.

„Ich werde meiner Tochter,“ sagte er, „welche entschlossen ist, Sie zu heiraten, eine lebenslängliche Rente von 150 Mark wöchentlich geben. Das Geld wird ihr persönlich jeden Samstag durch einen Boten gebracht werden. Mehr haben Sie beide von mir nicht zu erwarten.“

Der Blinde wandte seinen Kopf, etwas verlegen von dieser Begrüßung, in die Richtung, in der Marianne stand. Dann meinte er, trocken zu seiner Braut hinsprechend, so viel, nicht wahr, hätten sie gar nicht erwartet.

Sechshundert Mark im Monat, hatte das Mädchen gerechnet. Sechshundert Mark. Sie betrachtete ihren Mann. Er würde sich bessere Hosen kaufen können; nicht gute; einen Kragen, aber nicht von Seide, drei Schlipse, ein Klavier —

„Du hast mich vernichtet,“ sagte sie zu ihrem Vater. „Warum hast du das getan?“

„Ich habe mein Kind mit der letzten Anstrengung, deren mein Herz fähig war, vor dem Ertrinken gerettet, mein Kind, das mich in den Abgrund gestoßen hat.“

Marianne stand zwischen den schweigenden Männern. Sie war mutig genug, einen Ausweg zu suchen, aber sie erkannte, daß sie gefangen worden war. Unbegreiflich in ihrem Stolz und in ihrer Liebe zu diesem Mann, harrte sie bei ihrem Entschluß aus, ihn zu heiraten. Er vertraut nur wenig von dem Geld seiner Frau, kaufte sich Hosen, Kragen, Schlipse und ein Klavier, und nach zwei Jahren war Marianne so unglücklich, daß sie sich von ihm scheiden ließ. Zu ihrem Vater aber kehrte sie nicht mehr zurück, abgesehen sie ihn mehr als alle anderen Menschen liebte.

Das Gesetz des Fußgängers.

Von Ludwig Bauer (Paris).

Nun wird es also ernst mit dem Gesetzbuch für die Pariser Fußgänger, die immer weniger zu lachen haben. Es ist, nachdem es schon lange angekündigt war, jetzt mit all seinen Geboten und Verboten in Kraft getreten, und wer von nun an sich in die Wirrnisse der Boulevards oder gar in die Dschungeln des Concordeplatzes wagt, der muß nicht nur befürchten, als Krüppel oder Leiche nach Hause getragen zu werden, sondern nach Vornahme eines umständlichen „proces verbal“ an einer Straßentrennung vor dem Polizeigericht zu erscheinen und zu einer Geldbuße verurteilt zu werden. Wehe ihm, wenn er die Strafe an anderen als an den dazu vorgesehenen Stellen ohne besondere Erlaubnis des Verkehrspolizisten überschritten hat oder für die Ueberschreitung etwa vielleicht nicht den kürzesten Weg wählte! Ebenso begeht er eine Uebertretung, falls er auf der Fahrbahn stehen blieb. Die Absicht des Gesetzbuches, das die Freiheit, überfahren zu werden, so bedenklich einschränkt, ist freilich loblich, und an seiner Notwendigkeit ist angeht die der beängstigenden Hypertrophie des Pariser Verkehrs gewiß nicht zu zweifeln. Dennoch wird es für die individualistischen Pariser einen neuen und unwillkommenen Zwang bedeuten und mindestens für eine lange Uebergangszeit viel Takt bei den Verkehrspolizisten beanspruchen, sonst werden ihre Amtshandlungen gegen fehlbare Fußgänger zu einer vollen Lahmlegung jeder Beförderung in der Stadt führen, und das dürfte doch wohl kaum die Absicht des Gesetzgebers sein. Man denke sich den häufigen Fall, daß Bekannte sich auf verschiedenen Seiten der Fahrbahn erblicken und einige Worte mit einander austauschen möchten, ohne vorher eine längere Reise bis zum Straßenubergang jeder für sich zu unternehmen, besonders, wenn der eine nach rechts und der andere nach links zu gehen wünscht. Oder ein Eiliger sieht auf der anderen Seite in einer Geschäftsauslage einen Gegenstand, den er zu kaufen sucht, entdeckt den Zigarrenladen, in dem er sich rasch versorgen kann — an Saat der Zigaretten kann es auch eine hübsche Frau sein, deren Spuren er zu folgen wünscht, auch dies soll sogar schon in Paris vorgekommen sein. Wenn er bei diesen und ähnlichen Verbrechen vom Schutzmännchen ertappt wird, oder auf der Strafe vielleicht gar ihm entgleitendes, sich auflösendes Päckchen sammelt, so hat es dies mit Zeitverlust zu bezahlen; das ist noch der günstigste Fall. Hat er bei sich kein Ausweispapier, so muß er zum nächsten Polizeirevier sich führen lassen, und das muß durch Nachfragen seine Identität festgestellt werden, wodurch er in seinem Hause bei allen Nachbarn als gefährlicher Verbrecher in Verruf gerät. Nicht genug damit — er muß noch eine Vorladung gewärtigen, vieliert einige Arbeitsstunden und muß dann mittels einer Geldbuße zur Sanierung des französischen Budgets beitragen, sollte er aber gar rückfällig sein, ein hartgesottener Verkehrsünder, dann ist wohl vielleicht sogar Arrest möglich. Einstweilen gehören alle diese peinlichen Möglichkeiten noch nicht der Wirklichkeit, sondern nur dem Pariser Witz; Karrikaturisten und Revuedichter bemächtigen sich eifrig des Gesetzbuches für Fußgänger, man sieht den Verkehrsbeamten, der trauernd vor dem Ueberfahren steht: Nun kann ich dem Toten keine Strafe auferlegen! Aber man darf hoffen, daß schon die bloße Drohung von guter Wirkung sein und in die Pariser Straßenanarchie etwas mehr Gesetz bringen wird. Wenn es nur nicht bloß ein Strafgesetz ist!

Wandernde Berge.

Im Alpenvorland hat man schon seit längerem eine merkwürdige Beobachtung gemacht. Die Entfernung zwischen München und dem Gebirge wird kürzer, was sich aus der Veränderung der trigonometrischen Punkte ergibt. Wie Professor Hundt kürzlich berichtet, hat sich der trigonometrische Punkt auf dem Wendelstein in den letzten hundert Jahren um einen Viertelmeter nach

Nordosten verschoben. Die Lage Münchens indessen hat sich während dieser Zeitspanne nicht verändert. Daraus geht hervor, daß die Alpen wandern. Auch aus den Braunkohlenflößen bei Miesbach läßt sich das feststellen, da die Schichten dieser Flöße alpenwärts überkippt werden. Das Tempo, in dem sich nach diesen Untersuchungen und Beobachtungen das Gebirge bewegt, ist natürlich atomhaft langsam. Bis nach München dauert der Weg noch 25 Millionen Jahre.

Der Zar und Tolstois Urahn.

Leo Tolstoi erzählte einem seiner Ueberseher folgende Geschichte von einem seiner Vorfahren. Dieser Tolstoi war Offizier am Hofe des Zaren Paul, und seine Kameraden schätzten ihn seines außerordentlichen mimischen Talentes wegen. Eines Tages stand er mit Freunden zusammen in einem Saal des kaiserlichen Palastes und kopierte den Zaren so vortrefflich, daß die Freunde in ein brüllendes Gelächter ausbrachen. Eine Totenstille trat jedoch plötzlich ein.

Tolstoi sah sich um, der Zar selbst stand vor ihm. Er sah den jungen Offizier streng an und sagte: „Fahre in der Vorstellung fort!“

Tolstoi, äußerst geistesgegenwärtig, stellte sich genau so hin wie der Zar, legte sein Gesicht in kaiserliche Falten und machte dann eine nachlässig vornehme Handbewegung, während er sagte: „Tolstoi, du hast mich nachgeäfft, du verdienst eine schwere Strafe. Aber in Anbetracht deiner Jugend will ich dir verzeihen!“

Der Kaiser lachte: „So soll es auch geschehen.“ Und er gab Tolstoi die Hand.

Aus aller Welt.

Die Akademie der Feinschmeder. Vor vielen Jahren wurde schon von berufener Seite der Untergang der Gastronomie vorausgesagt, und die Prophezeiung hat in allen Kulturländern die Feinschmeder auf den Plan gerufen, um kräftige Maßregeln gegen den Niedergang der „leckeren Kunst“ zu ergreifen.

Italien, das hierin eine ehrwürdige Tradition aufrecht zu erhalten hat, ist nunmehr ebenfalls mobilisiert worden, und dreihundert Ledermäuler haben sich unter Vorsitz des königlichen Koches Pettini zu einer „nationalen gastronomischen Akademie“ vereinigt.

Seit den blühenden Zeiten der Renaissance hat die italienische Küche sich zu veredeln verstanden, und die italienischen Köche waren so berühmt, daß z. B. Friedrich der Große dem Küchenkönig Italiens den Vorzug vor seinem französischen Kollegen gab. Pettini wies in seiner Eröffnungsrede auf den Verfall, der die zeitgenössische italienische Kochkunst bedrohe, ein Verfall so akut, daß auf dem letzten internationalen Feinschmederkongreß in Paris Italien nicht einmal vertreten gewesen sei.

Die Mitglieder der neuen Akademie, die ihre Eröffnung bei einer auserlesenen Speisen- und Getränkefolge feierte, faßten schließlich einstimmig den Beschluß, wonach die Akademie es nicht nur als Aufgabe betrachte, sich in den Dienst der theoretischen Vervollkommnung der edlen Kochkunst zu stellen, sondern auch für ihre praktische Propaganda zu sorgen.

Am selben Tage, an dem diese feierliche Eröffnung stattfand, wurde in Rom ein Mann verhaftet, der zugab, Tausende von Ragen geschlachtet und ihr Fleisch an Hotels und Fremdenpensionen verkauft zu haben, auf deren Speisekarten es als „Kalbfleisch“ wiederauferstanden war, ohne daß jemand etwas merkte. Man sieht, wie nötig die Akademie ist . . .

Fröhliche Ecke.

Bureau. „Hat Fräulein Marie leichte Arbeit?“

„Ja, auf den Knien.“

„Das ist doch nicht leicht.“

„Auf den Knien vom Chef.“

Mutter und Kind. Mutter: „Hilddchen, geh mal tieber in 't Kaufhaus und hol mit ein Päckchen Haarnadeln.“

Hilddchen (fünfjährig): „Nix zu machen. Da wird man ja schamkilla. Die Leute sollen wohl denken, man is von 't Raff!“

Neue Zeit. „Ich hab' eben frisch geböhnert und abgestaubt, Schatz — und du streust deine Wsche drauf!“

Neues Stubenmädchen. „Gnä' Frau, es ist ein Herr draußen.“

„Hat er seinen Namen genannt?“

„Nein. Als ich ihn fragte, hat er mich geküßt.“

„Lassen Sie 'n rein, das ist mein Mann.“

Indische Farm. „Fritzl, um Gotteswillen, geh' von dem Elefanten weg!“

„Hab' keine Angst, Mami, is tu ihm nix.“

Dekonomie. „Die Frau-logik ist mir unbegreiflich. Erst sagst du, du frierst, und nun bestellst du dir 'n Eislaffe.“

„Meinst du, dein Mokka ist wärmer?“

„Das nicht, aber billiger!“